



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., I.: Magyarische Poesie.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Magyarische Poesie.

Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von K. M. Kertbeny. Mit einem Vorwort von Fr. Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. —

Bei dem ununterbrochenen literarischen Wechselverkehr, der zwischen den Völkern germanischer und romanischer Zunge besteht, befinden sich die Dichter und Kunstfreunde derjenigen Nation, die in diesen Verband nicht aufgenommen sind, in einer eigenthümlichen Lage. So eifrig sich der polnische oder ungarische Dichter bemüht, aus dem innern Kern des nationalen Lebens seine Figuren zu schneiden, so kann er doch den Einfluß des gebildeteren Auslandes nicht von sich abwehren. Es sind fast durchweg deutsche, französische und englische Dichter, die ihn zuerst zum Schaffen angeregt, zuerst die Empfindung in ihm hervorgerufen haben, daß auch er ein Maler sei. So groß die Anerkennung sein mag, die ihm in seiner Heimath zu Theil wird, er empfindet es doch mit einem geheimen Mißbehagen, daß er die empfangene Gabe nicht zurückerstatten, daß er bei den Vorbildern seiner Bildung und seines Geschmacks seine Nation nicht zu Ehren bringen kann. Für den Ungar ist dies Gefühl noch drückender als für den Slawen, denn der letztere spricht zu einem ausgedehnteren Publicum und findet auch wol im Ausland diesen oder jenen, der seine Sprache versteht und im Stande ist ihn zu würdigen. Die ungarische Sprache dagegen versteht in ganz Europa außer der kleinen Zahl dieses Volks selbst fast niemand. Nun haben in den Jahren 1848 und 1849 die Ungarn trotz ihrer Niederlage ein starkes und gerechtfertigtes Selbstgefühl erworben. Zwar hat ihnen die Revolution bittere Früchte eingetragen, sie haben die letzten Reste ihrer politischen und administrativen Selbstständigkeit eingebüßt, aber sie haben der Uebermacht ihrer Feinde tapfer und heldenmüthig widerstanden und die Erinnerungen an diese Zeit werden der Nation als ein unvergänglicher Schatz bleiben, auch wenn es ihr selbst nicht wieder gelingen sollte, in der Reihe der europäischen Staaten eine verhältnißmäßig gesicherte Stellung zu erwerben. Nun hatte sie das seltene Glück, daß in der Zeit der höchsten Aufregung, wo alle Kräfte zum Freiheitskampf angespannt waren, zugleich eine Poesie bei ihr aufblühte, die echt national und doch zugleich von den allgemeinen Bildungselementen so gesättigt war, daß sie kühn mit den Leistungen entwickelterer Völker in die Schranken treten durfte.

Aus dem Zusammentreffen dieser verschiedenen Umstände begreift man die sonst sehr auffallende Erscheinung, daß der Herausgeber dieses Buchs, Herr Kertbeny, sich seit einer Reihe von Jahren gleichsam die Lebens-  
Grenzboten IV. 1857.

aufgabe gesetzt hat, die neue Poesie seines Volkes in Deutschland bekannt zu machen, obgleich er nach seinem eignen Geständniß weder die nöthige sprachliche Bildung, noch das poetische Talent dazu besitzt. So liebenswürdig die Bescheidenheit dieser Erklärung ausfieht und so große Aufmunterung das ehrenwerthe Streben verdiente, so sind wir doch nicht in der Lage, jenem Geständniß zu widersprechen. Es finden sich zwar in dieser Sammlung einzelne Lieder, in denen sich ein großer Fortschritt des Uebersetzers zeigt, aber die Mehrzahl läßt doch unendlich viel zu wünschen übrig, auch wenn man die mäßigsten Ansprüche mitbringt. Wenn Herr Kertbeny einen Theil der Zeit, die er auf die Propaganda verwendet, dem ernsthaften Studium der deutschen Grammatik und unserer Classiker zuwenden wollte, so würde es seiner guten Sache förderlicher sein. Herr Bodensiedt erklärt in der Vorrede, er habe sich jeden wesentlich nachhelfenden Eingriff versagt, weil er der ungarischen Sprache nicht mächtig sei, aber im Interesse der deutschen Sprache hätte er sich viele wesentlich nachhelfende Eingriffe erlauben sollen, und da er Petöfi warm verehrt, so hätte er als deutscher Dichter und als gewandter und geistreicher Uebersetzer gewissermaßen die Verpflichtung dazu gehabt, denn es kann uns gar nicht gleichgiltig sein, daß unsere ohnehin schon sehr verwilderte poetische Sprache durch undeutsche Uebersetzungen noch mehr in Verwirrung geräth. Herr Kertbeny scheint zu seiner Lectüre weniger unsere classischen Dichter als die modernen Nachahmer des Orients gewählt zu haben, deren glänzende individuelle Leistungen am allerwenigsten der allgemeinen Sprache als Vorbild dienen können.

Nach diesem Protest, den wir nicht umgehn durften, kommen wir auf den Inhalt dieser Uebersetzungen, und hier ist es für uns sehr angenehm, uns den Bemerkungen Bodensiedts völlig anschließen zu können. Herr Kertbeny verdient unsern Dank, daß er uns mit einem Dichter bekannt gemacht hat, der nicht bloß in seiner vaterländischen, sondern in der europäischen Literatur eine bleibende Stelle einnehmen wird. Es ist eine Kraft und Wärme der Empfindung, eine Fülle der Bilder und was für uns die Hauptsache ist, eine kernhafte Gesundheit in diesen Liedern, daß wir mitunter versucht werden, den Magyaren zu beneiden. Der Herausgeber hat ihn in einem weitläufigen historischen Commentar, den er in seinem eignen Interesse lieber hätte weglassen sollen, mit verschiedenen Dichtern des Auslandes verglichen z. B. mit Béranger, mit Heine, selbst mit Byron. Freilich wird man an diese Dichter mitunter erinnert, man merkt, daß Petöfi sie eifrig gelesen hat, aber diese Nachklänge betreffen immer das Unwesentliche, und Petöfi wird uns grade um dessentwillen lieb, was er uns Fremdes, Eigenthümliches gibt. Er ist der echte Sohn seines Volkes und in seinem zugleich liebenswürdigen und kräftigen Gemüth haben sich die Vorstellungen und Gefühle seiner Heimath krystallisirt,

die nur auf den ungarischen Pusten aufwachsen können, die aber jedem echten Menschen verständlich sind, weil sie die reine Natur enthalten. Die angeborene, lärmende ungarische Lustigkeit und das Vollgefühl seiner Kraft macht ihn zuweilen übermüthig, aber es ist ein jugendlicher frischer Uebermuth, Himmelweit von jener Blasirtheit entfernt, die bei Heine leider nur zu oft das bessere Gefühl zurückdrängt. — Da man sich seit den Helbenthaten der Ungarn die Angehörigen dieses Volks, die man früher namentlich in Wien als tölpel-hafte Eulenspiegel verlachte, jetzt in der Gestalt eines byronischen Helden, blaß und finster, mit dem Gepräge des Welt Schmerzes auf der Stirn sich vor-träumt, so wollen wir hier nach Petöfis Anleitung ein Bild des echten Ungarn unsern Lesern vorführen.

Lange schlägt der Schöpfer wol den Ungarn schon,  
Fremd ist ihm was in der Zukunft ihm mag drohn.

Geht es gut ihm noch auf Erden? Jeder fragt's!

Soll er jubeln oder trauern? Ei wer sagt's!

Doch schuf Gott der Nation auch tiefes Leid,

Gab dazu er, was es tödtet allezeit.

Sagt, wo besser Wein, wo schönre Mädchen sind,

Als in unserm Ungarn? sagt es doch geschwind.

Mädchen, kommt mir in den Arm zu frohem Scherz!

Bresse euch mit beiden Händen an das Herz,

Schlürfe eure süßen Seelen aus im Kuß,

Daß versüßt sei mancher bittere Verdruß.

Heiß, und erst der Wein! So gebt doch her den Wein,

Nothe Thränen weint' das Glas in mich hinein!

Glühend sind die rothen Thränen wie ein Bliß,

Sie entzündn selbst entschlafnen Lebens Wiß.

Zieh herab Zigeuner! Frisch, ich zahle gut!

Aber so, daß mir das Herz springt voll von Glut

Ob es aus Lust, ob es aus Kummer mir auch bricht! . . .

So erlustigt sich der Ungar, anders nicht!

Das ist der echte Ungar! wenn es ihm auch einmal sehr schlecht geht, er setzt sich den Hut schief auf, stämpft auf den Boden, um den Spielleuten das Signal zum Tanz zu geben, und im Vollgefühl des frischesten Lebens sind Kummer und Sorge vergessen, es kommt ihm dann auch nicht darauf an, sich selber heiter zu verspotten:

Finster, greinend wie ein Brummbär,

War Herr Dase,

Blüht ihm gleich ein heitres Frühroth

Auf der Nase;

Doch gerade deshalb brummt

Meister Dase,

Weil ihm heitres Frühroth blühte  
Auf der Nase.

Aber Schuld war daran selber  
Meister Dase,

Daß ihm heitres Frühroth blühte  
Auf der Nase;

Trank den Wein doch ganz entseßlich  
Meister Dase,

Deshalb blüht ihm heitres Frühroth  
Auf der Nase.

Bei dieser heitern sorglosen Lebensauffassung ist der Ungar zur Schwärmerei und Empfindsamkeit nicht sehr geeignet. Es macht ihm mitunter sogar Vergnügen, der herkömmlichen Sentimentalität ein Schnippchen zu schlagen, und die folgende Elegie des Mondes, die gegen Heines frevelhafte Ironien durch ihren gesunden und naturwüchßigen Humor auf das vortheilhafteste abzielt, wäre vielen unserer Dichter zu empfehlen, die in ihrer ewigen Salbung ganz verlernt haben Spaß zu verstehen.

Was bin ich, der Mond? Was that ich dir Allmächtiger!

Daß ich mehr schon elend als ein Niederträchtiger?

Lieber wär ich letzter Knecht im Erdgewimmel

Als der mächtge König hier am hohen Himmel;

Lieber ging ich unten her in Bettlerseßen,

Als mich hier in Silberkleidern herzusetzen.

Oh noch ließ ich unten Schenkenqualm mir bieten

Als zu athmen hier den Duft der Sternenblüten,

Und gebührt mir Mitleid nicht, du ewger Richter?

Bestt mich an doch jeder Hund und jeder Dichter!

Und die Tölpel, die auf Verse sich verlegen,

Denen sich das Herz nicht, blos die Ohren regen,

Meinen, daß auf ihr Gewinsel ich wol laure,

Und aus Wahlverwandtschaft herb mit ihnen traure!

Bleich wol bin ich, doch aus Schmerz nicht, blos aus Aerger

Ueber all die flennenden Vernunftverberger,

Die mit mir verkehren, wenn es flimmernd nachtet,

Als ob im Verein wir jüngst ein Schwein geschlachtet . . .

Solche Kerle wachsen hinter jedem Strauche

Und es gibt kein Fehljahr je für diese Gauche.

Bangend muß ich jede Nacht des Unheils harren,

Daß ins Ohr mir gellt solch widerliches Knarren.

Hieh, dort ist schon wieder einer! Wie im Harne

Er um sich wirft seine affenartgen Arme,

Als wenn er weit ab sie schleudern wollte

Wol nur weil ihm fehlt, was er umarmen sollte.

Und er seufzt wie ein geprügelter Zigeuner:  
 Seine Adern schwellen, braun wird er und bräuner  
 Und er spricht verwirrt und bittet mich, ins Stübchen  
 Mög' ich sehn und sagen, was wol macht sein Liebchen.  
 Nun ich thus! dein Schätzchen, Freund, die Speck gerochen,  
 Ist soeben in das Ofenloch gekrochen,  
 Und gebratene Kartoffeln führt zum Munde sie,  
 Wirklich hat verbrannt auch tüchtig ihren Schlund sie;  
 Ei, was macht für ein Gesicht sie nun im Weinen!  
 Wahrlich würdig ist das Antlitz ganz des deinen! —  
 Nun, gelöst wol habe ich dir alle Zweifel  
 Also fahr zur Hölle, hol' dich Narr der Teufel!

Wir haben einige Zeilen ausgelassen, in denen der Dichter aus der Rolle fällt, und im grellen Contrast gegen den Uebermuth der andern Strophen den Mond sich sehr ernsthaft darüber aussprechen läßt, daß er zwischen guten und schlechten Poeten sehr wohl zu unterscheiden wisse. Solche Pedanterien begegnen dem besten Dichter. Es versteht sich von selbst, daß Petöfis warmes und empfängliches Gemüth den Eindrücken der Natur ebenso offen ist, als allen menschlichen Regungen. Daß er auch die Schönheit des Mondes sehr wohl zu würdigen weiß, möge das folgende Fragment eines landschaftlichen Gemäldes zeigen, wobei man freilich der Form in Gedanken etwas nachhelfen muß.

Die Sonne schied, ihr Licht verschwand,  
 Und es beginnt zu dunkeln,  
 Am Saum des fernen Horizonts,  
 Die Hirtenfeuer funkeln.  
 Sind's Hirtenfeuer oder sind  
 Es Sterne, die gesunken  
 Herab bei einer Flöte Sang,  
 Ihr lauschend wehmuthstrunken?  
 Nun hebt der Mond sich. O wie schön,  
 Wie bleich ist er im Harne,  
 Er gleicht einer todten Braut,  
 Dem Bräutigam im Arme.  
 Vielleicht ist wirklich auch der Mond  
 Solch einer Todten Schemen,  
 Den Geisterhände aus dem Sarg  
 Empor zum Himmel nehmen?  
 So traurig ist der Mond! Und schau  
 Nach ihm ich, nach dem sahlen,  
 So kann ich weg von ihm nicht sehen,  
 Mich bannen seine Strahlen.  
 So unaussprechlich traurig ist  
 Der Mond, der bleiche, runde!

Und seh ich ihn, so denk ich gleich  
 Des Lebens schwerster Stunde!  
 Nicht klar mehr weiß ich, was mir wol  
 Geschlagen damals Wunden,  
 Doch wein' und schluchz' ich so, wie ich  
 Geschluchzt in jenen Stunden!

Wenn der Reiz der Neuheit und Ursprünglichkeit in den humoristischen Gedichten größer ist, so machen doch auch die ernstesten Lieder durchweg den Eindruck der Wahrheit und der Gemüthstiefe, namentlich tritt das bei den Liebesliedern hervor, die recht aus voller Seele geschrieben sind, und die feinsten Regungen des Herzens entfalten. Bei der Innigkeit, die sich durchweg in seinen Liedern zeigt, ist Petöfis frühzeitiger Tod um so mehr zu beklagen, da er zugleich außerordentlich fruchtbar war. 1823 geboren, der Sohn eines Fleischers, kam er zuerst 1844 nach Pesth, wo er von dem damaligen Classiker Börösmarty die Anerkennung erhielt, der erste Lyriker Ungarns zu sein und bald auch der Liebling des Volkes wurde. Er hatte sich eben verheirathet und lebte in den glücklichsten Verhältnissen, als die Revolution den jungen feurigen Patrioten in ihren Strudel riß. Nach dem Treffen bei Schäßburg, 31. Juli 1849, verschwand er spurlos, wahrscheinlich von räuberischem Landvolk erschlagen. Die Ungarn sollen noch immer glauben, daß er unter den Lebendigen weilt, jedenfalls wird er in seinen Liedern fortleben. Ein tüchtiger ungarischer Kritiker, Gyulai, macht mit Recht auf die hervorstechende Eigenschaft seiner Dichtung, die Offenherzigkeit, aufmerksam. „Man war starr vor Staunen, als ein Dichter von sich selbst solche Dinge eingestand, deren sich viele Menschen schämen. Doch konnte niemand leugnen, daß, sobald er zu erzählen begann, wie er aus der Schule durchgegangen, als gemeiner Soldat und als Komödiant herumvagabundirt habe, wie er in Debreczin froh und hungerte, dagegen gute Tage beim Wein und im Freundeskreise zugebracht, welche Genüsse er in der Hauptstadt, wie auf dem Lande gefunden habe, bis herab zum Geständniß, daß seine Stiefeln zerrissen gewesen, wie er ohne Geld war und Schulden machen mußte, dies alles viel interessanter und poetischer erschien, als das Würdegefühl, die zarte Schamhaftigkeit und der hohe Ideenschwung manch anderer Dichter. . . . Man kann das Recht der Individualität für die Lyrik nicht leugnen. Es fragt sich immer nur, ob diese Individualität genug interessant, genug poetisch sei. Jene Petöfis war es und äußerte sie sich, so geschah es in den poetischsten Bildern und Gefühlen. Er hatte viele Wege des Lebens beschritten, heute als Herr, gestern als Bettler; er erlebte Abenteuer, Schmerzen und Freuden, von welchen viele Menschen kaum einen Begriff haben. Als 22jähriger Jüngling besaß er die Erfahrungen eines Dreißigers, ohne daß sein Gemüth die Elasticität verloren

hatte. Seine Seele schützten einestheils eine gewisse Herbheit, andernteils eine unerschöpfliche gute Laune." J. C.

### Zur Geschichte der Infanterie.

Die nachfolgende Darstellung theilen wir aus W. Rüstow's Geschichte der Infanterie (Gotha, H. Scheube) mit, deren erster Band soeben erschienen ist, und die, auf gründliches Studium basirt, eine höchst werthvolle, Bereicherung der Militärliteratur zu werden verspricht. Wir behalten uns eine Besprechung des Werkes für die Zeit nach Vollendung desselben vor, und begnügen uns für jetzt mit einem Auszug aus dem, was der Verfasser über die Bewaffnung der Infanterie in der Periode sagt, wo diese Waffe sich in den Kämpfen der flandrischen Städte mit den französischen Königen und unter den Schweizern aus ihrem Verfall in der Zeit der Ritterheere wieder erhob, um die Hauptwaffe der neuern Culturvolker zu werden, wie sie die der alten gewesen war.

Wenn in dem Ritterheere — und selbst das Heer der aufblühenden Monarchie war vorherrschend ein Ritterheer, — das eigentliche Fußvolk durchaus zu keiner würdigen Stellung, zu Thätigkeit und Selbstachtung gelangen konnte, wenn wir hier die Spuren des Fußvolkes nur verfolgen konnten, indem wir der abgessenen Reiterei ihren Anspruch auf unsere Beachtung zugestanden, — wenn andererseits das Landvolk in dem größten Theile Europas seiner Masse nach unfrei und im Zustande der Sklaverei war, so daß es eine eigne Lebensthätigkeit gar nicht entfalten konnte, — so scheint es, daß nur von den Städten die Wiedererweckung des Fußvolkes ausgehen konnte. Wir wollen jetzt uns klar zu machen suchen, inwiefern dies möglich war.

Das erste Bedürfnis der Städte sei der Schutz des Gewerbes durch Ummauerung und die Organisation der Wehrmannschaft zur Vertheidigung der Mauern gewesen. Indessen das Gewerbe konnte nicht ohne den Handel bestehen, und wie eng dessen Kreise auch gesteckt werden mochten, immer führte er aus den Mauern hinaus. Dort lauerten aber Feinde in Menge. Mehr als sonstwo blühte namentlich in Deutschland das Raubritterthum, kein Handelsmann, kein Waarenzug konnte vor Wegelagerern sicher die Straßen ziehen. So mußten die Bürger der Städte auch mit ihren militärischen Maßregeln über den Stadtbann hinausgreifen, sie mußten herausbrechen, die nächsten Raubnester angreifen, stürmen und niederreißen. Dies war selbstverständlich der Beginn tödtlicher Feindschaft zwischen dem Bürgerthum und dem Junkerthum, eine Feindschaft, die so naturwüchsig ist, daß noch